

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuyß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am Vormittag nach dem Begräbnis des Professors hatte Justizrat Stern die Testamentseröffnung vorgenommen. Er kam zu diesem Zweck in die Allee-straße. — Der Verstorbene hinterließ sein gesamtes, auf der Berliner Spreebank deponiertes Vermögen seiner Frau Magda, geborene Baroness Stormberg, mit der Verpflichtung, bei einer späteren Verheiratung Elses dieser eine ausreichende Aussteuer und Mitgift davon zu gewähren, auch sollte das nach Frau Magdas eventuellem Tode noch vorhandene Vermögen an Else fallen. Fünftausend Mark erhielt Maurer „für seine treuen Dienste“, wie es hieß.

„Ich werde mich natürlich sofort mit der Spreebank in Verbindung setzen, um festzustellen, wieviel Geld der Herr Professor dort liegen hat“, meinte der Justizrat, da er sich von der Witwe verabschiedete.

Diese nicht nur flüchtig, sie hatte noch wahrhaftig nicht das geringste Interesse dafür, wie hoch die Hinterlassenschaft ihres Mannes war. Der Schmerz um den Verstorbenen war noch so frisch. Sie wußte übrigens, daß sich die Summe ungefähr auf eine Viertelmillion belief, es gewährte ihr eine gewisse Beruhigung, sich vor Geldsorgen geschützt zu wissen. Das ansehnliche Gehalt, das ihrem Manne als Galeriedirektor zugestanden, würde freilich einen großen Ausfall im Haushalt verursachen, denn die Witwenpension, auf die sie ein Anrecht hatte, war dagegen nur unbedeutend. Aber sie konnte trotzdem ihr Leben sorgenfrei und standesgemäß weiterführen und brauchte sich nicht einzuschränken.

Diese Sicherheit war ungemein wohlthuend.

Doch durfte sie sich nicht lange in diese Sicherheit wiegen. Schon am nächsten Morgen erschien der Justizrat abermals im Hause der verwitweten Frau Professor Berner.

„Meine hochverehrte, gnädige Frau,“ begann er, „ich weiß, daß es für Hinterbliebene von Wichtigkeit ist, recht bald zu wissen, in welchen Vermögensverhältnissen sie sich befinden, deshalb habe ich sofort telegraphisch Erkundigungen eingezogen und bin nun in der Lage, Ihnen darüber Mitteilung zu machen.“

Frau Magda hatte dem Besucher Platz angeboten und saß ihm gegenüber. Wunderlich sah das heute ein wenig blaße Gesicht mit dem geschmackvoll frisierten Haar aus, — trotz ihres Schmerzes nahm die Witwe die Dienste der Friseurin wie immer in Anspruch, — und der Justizrat mußte denken, daß diese Frau da vor ihm wohl noch manches Mannes Herz bezaubern konnte, und daß es nicht ausgeschlossen war, daß sie noch einmal vor den Altar trat.

„Aber, Herr Justizrat, so sehr eilten die Erkundigungen wirklich nicht,“ gab Frau Magda zurück, „ungefähr weiß ich ja, wieviel mein seliger Mann hinterlassen. Immerhin ist es sehr liebens-

würdig von Ihnen, sich meiner wegen zu bemühen.“

Der Justizrat verbeugte sich und sagte: „Ich bin immer für eine baldmöglichste Klarstellung, möchte Ihnen also mitteilen, gnädige Frau, daß sich das auf der Berliner Spreebank befindliche Vermögen Ihres verstorbenen Herrn Gemahls auf hunderttausend Mark beziffert.“

Frau Magda lächelte. Ein ganz klein wenig, wie der Schatten eines Lächelns war es nur, was um ihre

Lippen huschte, als sie erwiderte: „O, Herr Justizrat, was machen Sie für Schnitzer! Ein Mann des Rechtes dürfte sich eigentlich gar nicht versprechen.“

Stern sah die Frau in dem tiefschwarzen Trauerkleide verwundert an: „Es freut mich, gnädige Frau, daß meine Worte so viel Kraft befehlen, Sie zum Lächeln zu bringen, — aber offen-



Blick auf Vathi, die Hauptstadt von Samos, welche von einem deutschen Flugzeug mit Bomben belegt wurde.

gestanden, verstehe ich nicht, was Sie meinen, wenn Sie sagen, ich mache Schnitzer und ein Mann des Rechtes dürfte sich eigentlich nicht versprechen."

"Aber, Herr Justizrat, das ist doch klar. Sie erzählen mir nämlich soeben, das hinterlassene Vermögen meines Mannes betrage hunderttausend Mark."

"Allerdings sagte ich das."

"Ja, aber das ist doch nicht möglich," Frau Magda's Bänge verfinsterten sich, "das ist doch ein Irrtum."

"Ich muß Ihnen ganz ehrlich bekennen, gnädige Frau, ich hatte ebenfalls erwartet, eine höhere Summe genannt zu erhalten, — er wollte weiterprechen, doch die ihm Gegenüberstehende fiel ihm ins Wort: „Run, sehen Sie. Wenn man Ihnen diese Summe angab, so hat sich der Bankbeamte, der die Antwortbezüge aufstellte, eben geirrt."

"Direktor Pohl selbst befehlte mir."

"Dann ist das Telegramm auf der Post verstümmelt worden, so was kommt ja zuweilen vor."

Der Justizrat machte eine Bewegung, als wollte er sagen: ich glaube kaum, meinte aber dann, er würde für alle Fälle noch einmal befehlen.

Gegen sieben Uhr abends, gerade zu der Zeit, da Walter Zernikow Frau Netter aufgesucht hatte, sprach Justizrat Stern abermals in der Villa der Allee-straße vor. Frau Magda empfing ihn in Elses Gegenwart, und ehe er sich noch setzen konnte, fragte sie hastig: „Nicht wahr, der Irrtum hat sich herausgestellt?"

"Ich bedaure, meine gnädige Frau, leider scheint es sich um keinen Irrtum zu handeln. Meine zweite Anfrage wurde genau beantwortet wie die erste."

"Aber das kann doch nicht sein", ein entsetzlicher Blick der schönen Frau begleitete ihre Worte. „Das ist doch geradezu unmöglich, zu glauben." Sie machte ein paar nervöse Schritte durch das Zimmer. „Vor einigen Wochen noch lagen auf der Spreebank zweimalhundertfünfzigtausend Mark, ich las die Summe auf der letzten Zinsberechnung, die meinem Manne zugeschickt wurde."

"Wissen Sie das genau, gnädige Frau?"

"Ganz genau," sprach Frau Magda, „und deshalb kann die Sache nicht in Ordnung sein. Es muß ein Irrtum der Bank vorliegen, und um den aufzuklären, werde ich mit dem Nachtzuge nach Berlin reisen, ich will Gewißheit haben," ihre Stimme begann leise zu zittern, „denn die Zinsen von hunderttausend Mark reichen nicht allzu weit, wir würden uns sehr einschränken müssen." Sie lachte kurz auf. „Es kann und kann nicht sein."

Sie nahm ihre Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

"Meine Gnädige, wenn Sie sich einige Tage gedulden wollten," nahm der Justizrat das Wort, „könnten Sie sich die Reise ersparen. Erstens würde ich mich sofort noch einmal brieflich an die Spreebank wenden und dann, wenn uns die erhaltene Auskunft nicht genügt, selbst nach Berlin fahren. Morgen und übermorgen allerdings bin ich durch wichtige Termine hier gebunden."

"Lassen Sie nur, Herr Justizrat," stieß Frau Magda hastig hervor, „ich kann die Ungewißheit nicht so lange ertragen. Ich muß wissen, ob wirklich nicht mehr Geld auf der Bank vorhanden ist."

Else hatte sich bisher still verhalten, jetzt mischte sie sich ein. „Aber laß doch dem Herrn Justizrat, die Angelegenheit zu regeln."

"Gerne, aber du hörst doch, der Justizrat kann morgen und übermorgen nicht abkommen. Halt," unterbrach sich die Sprechende selbst, „ich hab's. Ich bitte den Direktor Pohl, mich zu besuchen, er sicherte mir ja seinen Beistand in jeder Verlegenheit zu."

"Aber, Mama, du kannst doch nicht verlangen, daß der Direktor extra deshalb nach Schneiditz kommt", sagte Else vorwurfsvoll.

"Freilich werde ich das," gab die schöne Frau schnell zurück, „übrigens hat er wahrscheinlich am Sonnabend geschäftlich sowieso hier zu tun, fällt mir ein, das paßt ja ausgezeichnet."

"Am Sonnabend sollte Papas Jubiläum sein", sagte das junge Mädchen leise, es klang wie unterdrücktes Weinen durch.

"Dazu wollte Direktor Pohl gleichfalls erscheinen," sprach Frau Magda, „auf jeden Fall schreibe ich ihm sofort."

"Tun Sie das, gnädige Frau, ich denke, die Sache wird sich auflären." Der Justizrat ging und Frau Magda suchte ihr Zimmer auf und machte sich daran, dem Direktor Pohl zu schreiben. Großes, mattgelbes Papier mit breitem Trauertrand legte sie sich dazu zurecht. Das hatte ihr Walter Zernikow besorgt, der sich überhaupt bemühte, überaus zuvorkommend ihr gegenüber zu sein, in der stillen Hoffnung, dadurch die zukünftige Schwiegermama zu seinen Gunsten zu beeinflussen.

Frau Magda hatte bestimmt, daß die Verlobung der beiden jungen Leute am nächsten Sonntag in aller Stille begangen werden sollte, nach Ablauf des Trauerjahres konnte dann die Hochzeit stattfinden. Walter war damit einverstanden gewesen. Bis Sonntag abend wollte er auch noch in Schneiditz bleiben,

solange reichte sein Urlaub, fortan würde er dann häufig seine Braut besuchen. So war es heute verabredet worden.

Else's Herzen hatte der Verlust des Vaters eine heftig schmerzende Wunde geschlagen, jede Minute des Tages mußte sie daran denken, was sie an ihm verloren. Sie schuldete ihm ja so viel Dank dafür, daß er sie noch mit Walter zusammengeführt, denn wenn es nicht sein bestimmt ausgesprochener Wunsch gewesen wäre, würde ihre Mutter sich nicht so schnell gefügt haben. Sie sah wohl, wie schwer es dieser noch jetzt wurde, sich in das Unabänderliche zu schicken, aber sie wußte auch, daß es für die Mutter eine Lebenswichtigkeit war, danach zu gehen, was die Menschen sagen, und hauptsächlich aus diesem Grunde war die Verlobung schon für den Sonntag anberaumt. Es wußten doch verschiedene außer dem Doktor, daß da ein Herr aus Berlin im „Frankfurter Hof" wohnte, der täglich die Villa in der Allee-straße aufsuchte, und es hatte sich auch herumgeredet, daß dieser Herr schon in Rheineim ständiger Gesellschafter der Berners gewesen. Die Gräfin Wendel und Frau von Grolius hatten ihr interessantes Wissen, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, weitergegeben. Frau Magda konnte nicht zurück, die Verlobung mußte stattfinden.

Dabei plagte sie noch immer der Gedanke, daß in jener Nacht, als man ihren Mann ohnmächtig ins Haus getragen, irgend etwas geschehen sein mußte, das Walter Zernikow sorgfältig vor ihr verbarg. Schon mehrmals hatte sie jetzt das Gespräch darauf gebracht, was eigentlich die direkte Veranlassung zu der Ohnmacht gab, und jedesmal wollte es ihr scheinen, als weiche der Ingenieur ihren Fragen aus. Er erzählte nur immer wieder, daß der Professor zweimal aufgeschrien habe und, nach dem Herzen greifend, umgefunken sei. Und das Mißtrauen in ihr ward immer stärker und flüsternde und raunte und wollte nicht verstummen.

"Irgend etwas, worüber sich Walter ausschweigt, ist zwischen ihm und Papa gewesen," hatte sie erst vorhin wieder zu Else geäußert, „das steht fest. Papa war in vorzüglichster Stimmung, als er mit Walter fortging, auch hatte er so gut wie nichts getrunken. Papa hat die ganze Nacht danach vom alten Thomas phantasiert, und auf Doktor Murtag's Frage, ob Papa von der alten Sage gesprochen, antwortete Walter mit einem kurzen Ja, und der Doktor meint nun, das hätte Papa erregt. Aber das ist doch Unsinn, über so törichte, lächerliche Spulgeschichten würde sich Papa nicht aliteriert haben. Für mich steht es fest, daß Walter indirekt die Schuld an Papas Tode trägt."

Else versuchte den Geliebten zu verteidigen, doch wollte es ihr nicht so recht gelingen, hatte sie doch selbst das Gefühl, es müsse in jener Nacht etwas gewesen sein, worüber Walter Schweigen beobachtete, aber was, darüber zerbrach sie sich vergebens den Kopf.

Am Morgen, nachdem er Frau Netter aufgesucht, machte Walter Zernikow Else den Vorschlag, mit ihm in die Galerie zu gehen, er möchte gern das Porträt des Verstorbenen besichtigen. Eigentlich galt ja sein besonderes Interesse dem Bilde des Barons Thomas.

Gern erklärte sich Else bereit, ihn zu begleiten, und an seiner Seite stand sie vor dem lebenswahren Bilde des Vaters, der noch vor wenigen Tagen mit ihr im Direktorenzimmer gewesen und das Aufhängen seines Porträts selbst überwacht hatte. Ihre blauen Augen füllten sich mit Tränen, da sie zu dem Bilde aufsaß, und ein lautes Schluchzen mühsam unterdrückend, ließ sie sich auf der kleinen, rotbelleideten Ruhebank nieder, auf der ihr Vater noch vor kaum einer Woche gesessen.

"Vorzüglich ist dein Vater getroffen," sagte Walter leise und nahm neben Else Platz, „wer hat das Bild gemalt?" setzte er fragend hinzu.

"Der Maler Welschmann," entgegnete sie, „der Schwiegersohn des Hofrats von Weiden. Übrigens wird Welschmann wahrscheinlich Papas Nachfolger als Galerieinspektor."

"Sagtest du nicht eben, er sei der Schwiegersohn des Hofrats?" fragte der Ingenieur aufmerksam.

"Ja."

Komisch ist das doch, mußte Walter denken, bei jeder Gelegenheit schlug der Name des Hofrats an sein Ohr. In Schneiditz gab es doch eine ganze Menge Einwohner, aber für ihn tauchte nur immer wieder der eine Name aus der Menge hervor. Der Hofrat war's, der dem Professor zunächst mitteilte, der alte Thomas solle wieder spulen. Als er Sonnabend nacht den Professor ein Stück zurückbegleitete, wollte dieser in einem an ihnen vorbeiziehenden Manne den Hofrat erkennen. Das Haus im Schloßgäßchen, von dem der Verstorbene in seiner Fieberphantasie gesprochen, gehörte dem Hofrat. Der Nachfolger im Amt des Toten war ein Schwiegersohn des Hofrats. Immer und immer wieder der Hofrat!

Else unterbrach ihn in seinem Sinnen. „Ich werde nachher mit Mama sprechen, daß wir Papas Bild aus der Galerie zurückerbitten", und sie setzte Walter auseinander, daß die Familie

dieses Recht befäße. „Bei uns daheim soll das Porträt hängen,“ sagte sie und blickte zärtlich auf das Bild des Vaters, „daß wir es täglich vor Augen haben.“

Walter hatte seine Augen aufmerksam über die anderen drei Porträts schweifen lassen, an dem ersten in der Reihe blieben sie am längsten haften. „Das ist der Baron Thomas, nicht wahr?“ fragte er Elise.

Die nickte. „Es steht auch darunter.“

Walter näherte sich dem Bilde. „Wolfgang, Franz Maria Freiherr von Thomas I., Galeriedirektor zu Schneiditz 1756—1781“, stand auf dem schmalen Plättchen unterhalb desselben.

Das also ist der spitzende Baron, dachte Walter und betrachtete das Bild aufs eingehendste. Ja, so hatte er ausgesehen, der Mensch am Galerieingang. Genau so. Wenigstens im großen Ganzen. Die Einzelheiten konnte man in der Dunkelheit natürlich nicht so unterscheiden. Ein kleines mageres Männchen zeigte das Bild: ein kleines, mageres Männchen sah er selbst an der Galerie, und ein kleines, mageres Männchen sollte der Vater der Verwachsenen im Schloßgäßchen sein.

Auf jeden Fall mußte er versuchen, diesen Herrn de Ruyter zu Gesicht zu bekommen. — Er würde morgen vormittag ein wenig durch das Schloßgäßchen spazieren und das Häuschen, worin der Holländer wohnte, besonders im Auge behalten, vielleicht ging er aus oder ließ sich am Fenster blicken, dieser Herr de Ruyter, nach dessen näherer Bekanntschaft ihn wirklich gelüstete. —

Am anderen Vormittag führte er denn auch seinen Voratz aus.

Es mochte so um die zehnte Stunde sein, da bog er in das Schloßgäßchen ein, und er wunderte sich, daß an sämtlichen Fenstern des Hauses, dessen Bewohner ihn so interessierten, die Gardinen fehlten. „Groß-Reinmachen“, ging es ihm durch den Kopf, denn eben trat auch Frau Retter aus der Tür, ein großes Bündel Wäsche unter dem Arm, das sich bei näherem Zusehen als zusammengewickelte weiße Spigenvorhänge entpuppte.

Die Frau erkannte den gutgekleideten Herrn, dem sie vorgestern die angenehme Zusage für ihren Haushalt verdankte, sofort wieder. Sie nickte ihm freundlich und ungeniert zu und sah dabei aus, als ob sie eine Anrede erwartete.

Walter Zernikow griff leicht an seinen Hut und neben der Frau hergehend, die ihrer Wohnung zuschritt, meinte er in oberflächlichem Tone: „Sie waschen wohl auch für den de Ruyterschen Haushalt, Frau Retter?“

„Ja,“ erfolgte die Antwort, „ich habe für Herrn de Ruyter und seine Tochter auch die Wäsche besorgt, aber diese hier,“ sie klopfte mit der Rechten ein wenig gegen das dicke Spigebündel, „die Gardinen gehören mir, die hat mir das Fräulein heute geschenkt, weil sie doch nun abreisen —“ die Frau wollte weiter sprechen, doch ihr Begleiter fiel ihr hastig ins Wort.

„Was sagen Sie, die de Ruyters wollen abreisen?“

„Nun ja, dabei ist doch nichts Besonderes“, man war jetzt vor dem Häuschen Nummer 4 angelangt und mit verbindlichem Lächeln setzte die Frau hinzu: „Die de Ruyters scheinen Ihnen doch sehr wichtig zu sein.“ Sie blinzelte schlaun mit den Augen, „das mit der Mitteilung für das Fräulein glaube ich Ihnen nicht mehr.“

Walter machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte, das sei ihm ziemlich gleichgültig, und fragte nur schnell, ob er noch eine Minute mit ihr ins Haus treten dürfe, er hätte noch einiges zu fragen und an seiner Erkenntlichkeit würde es nicht fehlen.

„Geschieht dem alten Herrn oder dem Fräulein auch dadurch kein Schaden?“ kam die Gegenfrage zurück, „denn sie sind beide so gut zu mir gewesen.“ Wieder klopfte Frau Retters Hand leicht auf die Gardinen, und fast zärtlich sagte sie: „Die sind noch nicht ein bißchen entzwei, kein einziges Loch ist darin. Und für den ganzen nächsten Monat habe ich meinen Lohn gekriegt, gestern schon, als mir das Fräulein sagte, sie würden nun wieder nach Holland zurückreisen.“

„Was soll es den Leuten denn für einen Schaden bringen, wenn Sie mir ein paar einfache Fragen beantworten“, lachte Walter und befand sich gleich darauf wieder in dem Zimmer mit den bunten Oldruckbildern und der herausfordernd grünen Palme.

„Also die de Ruyters reisen ab?“ begann der Ingenieur.

„Ja, heute abend.“

„Ah“ — Walter erschraf. Das bedeutete für ihn einen Strich durch die Rechnung. Bis zum Abend also blieb ihm nur noch Zeit, herauszubringen, ob ihn seine leise Vermutung, der alte Holländer und der Spul vom Galerieingang seien ein und dieselbe Person, nicht täuschte.

„Und sie erfahren erst gestern von dieser bevorstehenden Abreise?“ fragte er weiter.

„Ja. Daß Herr de Ruyter und seine Tochter bald abreisen würden, wußte ich schon seit ein paar Tagen, aber daß es so Hals über Kopf gehen würde, ahnte ich nicht. Na, ich habe keinen Schaden dabei, eine Stelle finde ich gleich wieder. Nobel war's,

mit einem ganzen Monatslohn zu geben und noch die feinen Gardinen dazu“, die Frau machte ein sehr zufriedenes Gesicht.

„Aber, wenn Sie noch was zu fragen haben, dann machen Sie schnell. Ich hab' sowieso schon den halben Morgen vertriebt mit dem Suchen nach dem kleinen Goldknopf.“

„Wonach?“ fragte Walter und dabei fiel ihm der kleine, blanke Knopf ein, den er am Galerieingang gefunden und mit dem heimlichen Gedanken eingesteckt, er könne ihm vielleicht behilflich sein, auf die Spur des Menschen zu kommen, der den Professor in der Maske des alten Thomas erschreckt und geängstigt hatte.

„Einen goldenen Knopf, den Herr de Ruyter verloren hat, sollte ich suchen,“ erklärte die Frau auf die gestellte Frage, „er meinte, er müsse in seinem Zimmer liegen, ich habe ihn aber nirgends gefunden; ein kleiner Brillant ist in dem Knopf.“

Der Ingenieur fühlte in seine Tasche, er wußte, in seinem Portemonnaie befand sich ein kleiner, goldener Knopf mit einem weißen Steinchen, von dem er eben erfuhr, daß es ein Brillant war, denn es konnte doch wohl kaum noch ein Zweifel herrschen, daß dieser Knopf, den er am Galerieingang gefunden, derselbe war, den der Holländer vermißte.

„Herr de Ruyter hat zwei Duzend von den Knöpfen,“ plauderte die Frau weiter, „und er sagt, sie seien sehr wertvoll und ein Andenken, und es ist schade, daß nun einer davon fehlt.“

Walter Zernikow rang sich zu einem Entschluß durch. Auf jeden Fall wollte er den Alten selbst sprechen, ihm gegenüberstehen, das andere mußte dann der Augenblick ergeben. Wenn er sich noch lange besann, würde es schließlich zu spät werden, und eigentlich hatte er auch nun ja eine ganz gute Gelegenheit, in das Haus zu gelangen, dessen Bewohner seit kurzem so lebhaft seine Gedanken beschäftigten. — Er holte sein Portemonnaie hervor und es öffnend, entnahm er ihm den Knopf und wies ihn der Frau, ohne jedoch ein Wort dabei zu sprechen.

Frau Retter starrte erschreckt darauf und rief atemlos: „Das ist ja der Knopf, nach dem ich ein paar Stunden suchte, ich weiß das genau, denn Herr de Ruyter zeigte mir die andern Knöpfe.“

„Wissen Sie ganz bestimmt, das dies der verlorene Knopf ist?“

„Ganz bestimmt,“ beteuerte Frau Retter, „oder,“ setzte sie langsam und nachdenklich hinzu, „es muß solche Knöpfe häufiger geben.“

„Das glaube ich kaum,“ antwortete Walter, und legte das kleine, goldene Ding wieder sorgsam in das Portemonnaie zurück, indem er der Frau fast gleichzeitig ein größeres Geldstück gab, nach dem sie dankend langte, „viel solcher Knöpfe gibt es wohl nicht, dazu sind sie zu apart. Diesen hier habe ich gefunden.“

„Dann gehört er sicher Herrn de Ruyter.“

„Wahrscheinlich.“

„Wo fanden Sie den Knopf?“

„Das möchte ich nur Herrn de Ruyter selbst erklären.“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Die ganze Geschichte mit Ihnen kommt mir kurios vor.“ Sie sah vergnügt auf das Geld in ihrer Hand und sagte leise, wie zu sich selbst: „Aber was kümmert's mich“, und lauter: „Gehen Sie doch hin und geben Sie den Knopf ab“, und von einer Idee erfaßt, fügte sie hinzu: „Sie wollten ja neulich schon so gerne in das Haus, da gehen Sie jetzt, ich brauche noch nicht gleich zurück, und wenn Sie schnellen, macht Ihnen sicher Herr de Ruyter selbst auf, alles andere ist dann Ihre Sache“, und pfiffig schloß sie: „Aber sagen Sie nicht, daß ich Ihnen von dem Knopf gesprochen, ich möchte nicht gern mit hineingezogen werden in die Angelegenheit, die Sie mit den de Ruyters auszumachen haben, weil ich ja nicht weiß, um was es sich handelt.“

„Schön, schön“, der junge Ingenieur sagte wieder flüchtig an seinen Hut und eilte davon.

„Hoffentlich habe ich keine Dummheit angerichtet“, murmelte Frau Retter in sich hinein und liebäugelte mit den Gardinen.

Walter überlegte, wie er sich bei dem Holländer einführen sollte, noch war er sich darüber völlig im unklaren, und er wußte es auch noch nicht, während seine Hand schon den Schellenzug berührte.

Schritte näherten sich von innen und dann öffnete sich die Tür, jedoch nur um eine Spalte Breite, ein altes Männerantlitz, bartlos, mit stark herausgearbeiteten Zügen, sah hindurch. „Sie wünschen, mein Herr?“

Eine ungemein wohlklingende Stimme hat dieser Alte, dachte Walter und betrachtete forschend das ihm zugewandte Gesicht. „Schauspieler“, taxierte er sofort richtig und wunderte sich zugleich, warum er eigentlich Frau Retter bisher nicht danach gefragt, was der Holländer gewesen oder vielleicht noch war. Aber ein Schauspieler paßte vorzüglich zu dem Bild, das er sich von dem Spul gemacht, seit er ihn mit dem Alten in Zusammenhang brachte.

Der Ingenieur verneigte sich leicht: „Ich möchte gern Herrn de Ruyter sprechen.“

Die Antwort ließ einen Augenblick auf sich warten und zögernd kam es dann durch den Türspalt: „Herr de Ruyter ist

ausgegangen, wenn Sie vielleicht eine Bestellung hinterlassen wollen, oder morgen wiederkommen?"

Dieses Ausweichen des andern gab dem jungen Manne Mut, rascher auf sein Ziel loszu-
steuern als er zunächst be-
absichtigte. „Weshalb ver-
leugnen Sie sich vor mir,
da Sie doch selbst Herr de
Kuyter sind?“ Er bemerkte,
wie der Alte erschrak und
schneller fuhr er fort: „Und
morgen wiederzukommen,
dürfte keinen Zweck mehr
haben, da Sie noch heute
abend die Residenz zu ver-
lassen gedenken.“

„Woher wissen Sie das?“
Die kleinen Augen unter
den starken Augenbrauen
blinzelten ärgerlich auf.

Walter Bernikow wagte
sich in seiner Antwort wie-
der ein Stückchen weiter.
„Ich weiß noch viel mehr,
Herr de Kuyter, da ich
jedoch keine Lust verspüre,
mich mit Ihnen noch weiter
durch die Türspalte zu un-
terhalten, möchte ich Sie
bitten, mich eintreten zu
lassen, ich habe Wichtiges
mit Ihnen zu reden.“

Aber das alte Minenge-
sicht flog ein Schatten, aber
die Türe öffnete sich voll-
ständig und mit einem „Bitte“, ließ Pieter de Kuyter den ihm
fremden Herrn über die Schwelle.

„Verzeihen Sie, wenn es etwas unordentlich hier aussieht,“
sagte der Alte, nachdem man das Vorderzimmer betraten, wie
entschuldigend, „aber Sie werden es begreifen, da Sie ja, wie
ich von Ihnen vernahm, über unsere Abreise orientiert sind.“

Kuyter legt und der jüngere fühlte, hinter den scheinbar fest
gesprochenen Worten zitterte eine geheime Angst.

„Ich heiße Walter Bernikow, aber mein Name dürfte Ihnen
wenig sagen,“ und vorsich-
tig tastend sprach er weiter,
„vielleicht ist es für Sie wich-
tiger, zu erfahren, daß ich
mich in Kürze mit der Toch-
ter des plötzlich verstorbenen
Galeriedirektors Professor
Berner verloben werde.“

„Was habe ich damit zu
tun?“ kam es über die Lip-
pen des Alten und seine Mi-
ne ward undurchdringlich.

„Mit meiner Verlobung
haben Sie nichts zu tun,
aber wohl desto mehr mit
dem plötzlichen Tode des
Professors.“

„Ich verstehe Sie nicht,
mein Herr“, der Schauspie-
ler, der so viele große und
schwierige Rollen droben auf
den weltbedeutenden Bret-
tern durchgeführt, ward
plötzlich zum elenden Stäm-
per, er zitterte und seine
Augen irrten im Zimmer
umher, als müsse ihm aus
irgendeiner Ecke ein Halt
kommen, daran er sich stützen
konnte, denn ihm war ganz
gräßlich zumute. Alles um
ihn schien sich zu drehen.

Run war es da, das Entsetzliche, das Furchterliche, vor dem
er fliehen wollte und er wußte, der große, junge Hüne, der da
vor ihm stand und ihn unablässig anblickte, wußte alles. Der
wußte, wer die unglückselige Rolle des alten Thomas gespielt.

Der Mann da vor ihm mußte in jener Nacht der Begleiter
des Professors gewesen sein! Angstschweiß brach ihm aus, aber



Drei Flüchtlinge in der Champagne. Phot. Buda. (Mit Text.)



Die durch die feindliche Artillerie zerstörte Kirche von Vapaume.

Die kahlen Fenster gaben dem großen niedrigen Raume, im
Berein mit dem abgeräumten Schreibtisch und den halbgeöff-
neten Schubladen, etwas Odes, Trauriges.

„Mit wem habe ich überhaupt die Ehre?“ fragte Pieter de

noch nahm er sich zusammen so gut es ging, und da er keine Ant-
wort erhielt, wiederholte er: „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.“

Walter Bernikow brachte langsam den goldenen Knopf zum
Vorschein und ihn dem Alten dicht vor die Augen haltend, sagte



Wie die Engländer die nordfranzösischen Städte zerstören: Ruinansicht von La Bassée.

er ruhig, Wort für Wort unterstreichend: „Diesen Knopf verlor die Erscheinung des alten Thomas, dessen Anblick dem herz- und nervenkranken Professor den Tod brachte, am Eingang zur Galerie“, und schnell wie von einer Peitsche vorwärts getrieben, kam es hinterher: „Sie verloren diesen Knopf, Sie sind der Darsteller des abscheulichen Spuks, Sie sind der Mörder des Professors!“

Um Gottes willen, halten Sie ein, wenn meine Tochter Sie hört, sie ist im Nebenzimmer“, der Alte streckte dem andern wie beschwörend beide Hände entgegen und in dem verwiterten Gesicht zuckte es von mühsam unterdrückter Aufregung. „Mei-

hatte, wußte er, es hatte keinen Zweck, zu leugnen. Er hatte gemeint, den Knopf beim Abtrennen im Zimmer verloren zu haben, auf die Idee, daß er in jener Nacht abhanden kam, wäre er gar nicht verfallen. —

In Pieter de Ruymers Kopf flogen die Gedanken durcheinander, stießen sich gegenseitig und fielen, hoben sich wieder und quälten sich weiter und das Gesicht des Alten sah plötzlich greisenhaft verfallen und mitteleiderweckend aus. Wie überwältigt von dem Gedankenchaos wankte er zu dem Armstuhl hin und mit der Hand auf einen danebenstehenden Sessel deutend, sagte er kurz: „Nehmen Sie Platz, mein Herr, ich will Ihnen erklären, wie einfach das im Anfang aussah, um dessenwegen Sie mich jetzt mit dem abscheulichsten Namen benennen, den es auf Erden gibt.“



Aufstellung eines Minenwerfers in einer deutschen Tappe an der Westfront.

ne Tochter versteht wenig deutsch, aber das Wort „Mörder“ könnte sie doch verstehen. Es ist ein häßliches Wort.“ Der kleine Mann schüttelte sich, als wäre ihm ein ekles Insekt angetrocknet, das von ihm abfallen sollte.

„Warum taten Sie das?“ Klang es jetzt ernst an des Alten Ohr.

Der fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, wieder und wieder, ihm war heiß geworden, als sei er stundenlang durch glühenden Son-

nenbrand gewandert. „Warum ich es tat?“ wiederholte Pieter de Ruymter und seine Augen hatten einen abweisenden Ausdruck, „wie soll ich das erklären, trotzdem es einfach, entsetzlich einfach ist.“

Er versuchte gar nicht mehr zu leugnen. Seit er den Knopf in den Händen dieses Fremden, dessen Namen er schon wieder vergessen, erblickt



In die Wand eines deutschen Schützengrabens eingebaute Gewehrgranate beim Feuern.



Von den Kämpfen an der Westfront:

Einschlag eines feindlichen 30,5-cm-Blindgängers. Das Granatloch hat eine Tiefe von 8 Metern

Wider willen ward Walter von Mitleid erfasst, es war etwas in der Haltung und in der Sprache des alten Schauspielers, das ihn rührte. Er riß sich zusammen. Fast ärgerte er sich über sich selbst, weil er es sich erst wieder ins Gedächtnis rufen mußte, daß dieser unscheinbare Mensch, der mehr in dem breiten, tiefen Stuhle lag als saß, die Schuld an dem Tode des Professors trug.

Und nun begann der Alte zu erzählen. Er griff weit zurück, berichtete von dem körperlichen Gebrechen seiner geliebten Tochter, weshalb er nach Deutschland gekommen, daß er sich vorläufig in Schneiditz ansiedelte, weil es sich hier ruhig und friedlich leben ließ und die kleine Residenz so manches Interessante bot, das für sein Theaterstück prächtig verwendbar war. Er sprach von seiner Bekanntschaft mit dem Hofrat, in dessen Haus im Schloßgäßchen er Wohnung genommen und endlich teilte er dem eifrig Lauschenden mit, daß es der Hofrat war, der ihn eines Tages lachend zu einem kleinen Scherz aufgefordert, der weiter keinen Zweck haben sollte, als einen guten Bekannten ein bißchen zu erschrecken.

„Sie sprechen vom Hofrat von Weiden?“ unterbrach jetzt Walter den Alten erregt.

„Jawohl, mein Herr,“ der Schauspieler richtete sich etwas aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf, „ohne den Hofrat würde es mir niemals eingefallen sein, mich zu später Stunde in ein Theaterkostüm zu stecken, wie man es in Wirklichkeit vor einundneunzig Jahren trug.“

„Und von dem sich ein Knopf löste, den ich am Galerieeingang fand, als ich mich am frühen Morgen dort umfah, um irgend etwas zu entdecken, das der alte Thomas in der vergangenen Nacht bei seiner Flucht vielleicht zurückgelassen“, warf Walter ein.

„Und dieser Knopf wies Ihnen den Weg hierher zu mir,“ der Alte schüttelte den Kopf, „das will mir nicht recht einleuchten.“

„Nein, der Knopf war eigentlich nur noch so etwas wie ein letztes Beweistück,“ erwiderte Walter, „den ersten Fingerzeig gab mir der Professor selbst, wenige Augenblicke vor seinem Tode.“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Pieter de Kunter auf den Mann, von dessen Dasein er bis vor kurzem noch keine Ahnung gehabt und der nun da bei ihm in seinem Zimmer saß gleich einem furchtbaren Ankläger.

„Der Professor gab Ihnen einen Fingerzeig?“ stammelte er. „Ja, der Sterbende selbst“, versicherte der andere in feierlichem Ernst. „Als ich, dicht bevor er die Augen für immer schloß, nach einer seiner Hände griff, da entzog sich mir die Hand und entseht klang es zu mir auf: Lassen Sie mich los, Baron Thomas, Sie sind ja schon lange tot und wohnen nun im Schloßgäßchen. Ich habe Sie gesehen, da, wo die Verwachsene mit dem schönen Gesicht am Fenster sitzt.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Lazarett.

Von F. Schrödinghamer-Heimdal. (Nachdruck verb.)

Wo aus denn, Hofbäurin?“ Die Angesprochene schritt zusammen, dann sieht sie um sich und erblickt den Herrn Pfarrer in seinem Gartenhäuschen beim Brevier. „Jeff“, der Herr Hochwürden!“ entfährt es der Hofbäurin von Hundsberg.

„Wo aus?“

„Ja, wissen Sie's leicht no' net? Mein'n Buam, an Marx, ham i' g'schossen; zwua Schuß hat er. Z' Passau liegt er drin im Lazarett. Und heut' darf i' n' auffuach'n. O mei, Hochwürden, is dös a Kreuz mit dem Krieg! Vier Woch'n hab'n ma gar nix g'hört vom Marx'n, gar nix, loa Sterbenswörtl, und heut' tuat er uns d' Post, daß er z' Passau drin liegt. Jetzt muas i' scho' geh' aa, daß i' 's Auterl no' derwisch; pfluat God, Hochwürden, Herr Pfarrer, und beten S' für mein'n Marx aa an' Vaterunser!“

„O mei“, wie wird's ebba geh'n, zwua Schuß hat er!“ jammert sie im Weitergehen. Aber sie hat Zeit, das Auto steht schon fahrbereit vor dem Dommeltwirt.

„Höchste Zeit!“ mahnt der „Schafför“. „Wohin?“

„Auf Passau ins Lazarett zu mei'm Marx; zwua Schuß hat er. O mei“, is dös a Kreuz mit dem Krieg!“

Das hat der „Schafför“ wohl schon öfter gehört und es rührt ihn nimmer recht. In aller Seelenruhe zwickt er der Hofbäurin ein Billett ab und schiebt sie in den Wagen. Sie ist noch nie mit einem Postauto gefahren und darum paßt es ihr, daß sie die Schnedenwirtin drinnen antrifft. Zu der setzt sie sich gleich hin.

„O mei“, Schnedenwirtin, woast es scho' von unserm Marx'n? Zwua Schuß hat er; z' Passau liegt er drin im Lazarett.“

„So“, sagt die Wirtin, „da könn' ma glei' mitanander toa; mei' Ro' liegt aa drin.“

„Du liabe Zeit, was d' net sagst! Dei Ro'! Hat leicht der aa no' fortmüas'n!“

„Mit'm Landsturm, ja. Is scho' lang drauß' g'wen, hat G'schichta mitg'macht und all's, is eahm nie nix passiert und z' Markisch derwischt 'n a Schrapnell!“

„Da waar's ja do' aus!“ jammert die Hofbäurin. „Da hab' i' gar nix g'wisst davo'. O mei“, auf der Dag'schicht drauß' geht ma' halt nix auf. Aber denkt hab' i' mir's scho', weil d' gar so kloalaut dag'sessen bist, und bist sonst so rebellisch.“

„Ja, ja“, seufzt die Wirtin.

„Wie wird's denn ausschau'n in so an' Lazarett? Z' bin mei' Lebtag no' in loans einilemma. Und mir wird allemal glei' schlecht, wenn i' a Bluat seh; drum hab' i' mir Hoffmannische Tropfen mitg'nomma.“

„Z' woast's aa net, wie's da is, i' kimm' aa heut' 's erste mal ei“, sagt die Wirtin.

Eine halbe Stunde später stehen die zwei Frauen vor dem Reservelazarett, das in Friedenszeiten ein Schulhaus ist. Eine Schwester kommt vom Gang her auf die zwei unschlüssigen Frauen zu.

„O mei“, entfährt es der Hofbäurin, „is die schön, wie a' Engerl!“

„Dös is a Schwester, die die Verwundeten pflegt“, erklärte die Wirtin.

„Was? A so a Feine?“

Da steht die Schwester schon vor den beiden Frauen und fragt sie nach ihrem Begehr. Wie freundlich sie ist. Da geht der Hofbäurin gleich das Herz auf: „Z' waar' b' Hofbäurin von Hundsberg. Mei' Buam, der Marx, hat mir d' Post to', daß i' n' heut' hoamsuacha derf. Zwua Schuß hat er, der Marx.“

„So“, sagt die Schwester, „der Hofbauer liegt in meinem Saal. Da gehen Sie nur gleich mit!“

Der Hofbäurin kommen jetzt die Tränen, sie weiß selbst nicht warum; aber ganz did kommen sie ihr.

„Und wen suchen Sie?“ wendet sich die Schwester an die Wirtin.

„Den Landsturmman Heindl.“

„Der gehört auch mir“, sagt die Schwester. „Aber, Mutterl, net weinen!“ tröstet sie die Hofbäurin.

„Mir is so viel hart und wieder so leicht aa, weil S' gar so freundli' san, Fräulein“, entschuldigt sich die Hofbäurin und trodnet ihre Tränen. Dann zieht sie ein Fläschchen aus dem Korb und läßt ein Tröpfel auf ein Stüd Zucker.

„Wissen S', Fräul'n, i' hab' mir Hoffmannische Tropfen mitg'nommen, weil mir gar so leicht schlecht wird. Und loa' Bluat kann i' überhaupts net seh'n.“

„Da brauchen Sie keine Angst haben. Aber was haben Sie denn sonst noch im Korb? Vielleicht Schwaren?“

„Ja“, sagt die Hofbäurin, „a G'schicht's hab' eahm mitbracht, an' Marx, weil er's gar so gern is. Und Fräuhirn' hab' i' eahm aa, und a baden's Hendl hab' i' mir denkt, kummt aa net schad'n. Derf's ebba net sein, daß ma' ebb's mitbringt?“

„Eigentlich nicht, weil die Leute ohnedies keine Rot haben. Aber bei Ihnen will ich ein Auge zudrücken. So, jetzt sind wir schon da auch.“

Die Schwester öffnet die Türe in einen großen Saal. Da stehen zwanzig schneeweiße Betten den Wänden entlang, vor den Fenstern sind Tische mit Blumenvasen, davor sitzen bärtige Männer mit weißen Mänteln und spielen Karten. Nur ein paar liegen in den Betten. Und einer spielt gar auf der Mundharmonika: „Dort tief im Böhmerwald...“

Das ist also ein Lazarett. So hat es sich die Hofbäurin nicht vorgestellt. Aber jetzt suchen ihre Augen von Bett zu Bett, wo ihr Marx wohl liegt. Angstliche, mütterliche Augen sind es, wie Schwalben huschen sie von einem zum andern. Aber in den Betten ist keiner der ihrem Marx gleichsieht.

Da steht schon einer vor ihr und streckt ihr die Hand hin:

„Grüas di' God, Muatta!“

„Ja, du, du bist es! O mei', i' hätt' di' sei nimmer kennt. So 'a Bart! O mei', Marx, wie geht's dir denn?“

„Guat, Muatta, dös siehst. Grad' hab' i' Karten g'spielt mit'm Schnedenwirt. Zwickt hab'n ma.“

„Zwickt hab's? Ja, is denn dös net verbot'n?“

„Bloß in die Wirtshäuser, Muatta. In die Lazarett' kann ma' zwida, wie ma' mag, gelt, Schnedenwirt?“

„Dös glaab' i“, sagt dieser.

„Aber jetzt sit' di' her da, Muatta, bist g'wis recht müed?“ Kameraden des Marx rücken Stühle her, die Hofbäurin weiß gar nicht, wie ihr geschieht.

„Ja Buam“, sagt sie dann, wie sie sitzt, „daß d' net lieg'n muas mit deine zwua Schuß! Wo hast d' es denn?“

„Da, oan' durch d' Lung', und oaner is mir durch 'n Arm. Jetzt geht's scho' quat, Muatta. Dös siehst selber.“

„O mei', Buam!“ Wieder kommen ihr die Tränen. Aber diesmal sind es Zähren eines leiderlößten Herzens. Und dann padt sie aus: Geselchtes, Fräuhirnen und das Badhendl.

„Dös hätt's net braucht, Muatta, wir hab'n wirts' loa' Rot. Mir könn' ma' dös net amal essen, was ma' kriegen. Allweil

hocht's essen und essen: da schau' her, g'rad hab' i' Brotzeit g'macht. Dös Trumm Schinken is mir no' übr' 'blieben."

"Und i' hab' g'moant, dös müast's recht Hunger leid'n im Lazarett. Aber nimm's nur, die Fräul'n, d' Schwester, hat's scho verlaubt. Und was d' net magst, gibst halt deine' Kame-raden. Wird eh seltsam sei."

"Gelt, Hofbäurin, da schaust", wendet sich jetzt der Schnedenwirt an sie. "So lusti' geast's im Krieg zua!"

"Mer, du kannst no' G'spaß macha", wundert sich die Hofbäurin. "Hast eh recht", pflichtet der Wirt bei, "oft amal is's anders aa; gelt, Maxl?"

Der nicht nur stumm. Jetzt geht die Türe wieder auf und die Schwester kommt mit dem Doktor herein.

Die Kranken treten an ihre Betten, bloß der Maxl und der Schnedenwirt bleiben auf einen Wink des Arztes bei ihrem Besuch.

Der Doktor geht von einem zum andern und hat überall ein heiteres Wort. Die Schwester schreibt bei jedem ins Büchlein, was ihr der Doktor anschafft.

Zulezt kommt er noch an den Tisch zu den zweien.

"Jest", entfährt's der verdub-ten Hofbäurin, "dös is ja der Dok-tor Pingsamer! Jetzt die Freud!"

"Kennst mi' no', Mutterl? Wie geht's denn nacha mit Ihrem Mann? Hat er's Reissen noch?"

"Gar nix mehr g'spürt er. Seit derseil'n Salb'n, die wo S' eahm auf d' Leht verschrieb'n hab'n, is 's wie wegg'wunschen. O mei, und jetzt is mei' Maxl aa bei Eahna. Jetzt hab' i' loa' Angst nimmer, daß er net bald g'sund wird."

"Na, wie geht's?" wendet sich der Doktor an den Maxl.

"Sehr gut, Herr Doktor!"

"Ja, gelt, der Urlaub! Wissen S', Hofbäurin, der Urlaub is der allergechidtest' Doktor. Also, bleib'n ma' no' acht Tag, da, und nacha gibt's vier Wochen Urlaub. Und wenn der Urlaub vorbei is, is der Krieg aa gar."

"O mei, dös wenn waar!" sagt die Hofbäurin.

"Na", fährt der Doktor weiter, "beim Schnedenwirt wird's aa no' acht Tag' dauern. Nacha gibt's aa vier Wochen. Wird scho recht. . . P'det God und an' schön' Gruß dahoam, Hofbäurin!"

"Dös is amal a deutscher Mo'", sagt die Hofbäurin, wie der Doktor wieder draußen ist. "Da müß'n d' Leut g'sund wer'n, bei dem . . ."

"Juhu", jubelt der Maxl, "hast es g'hört, in acht Tag' gibt's vier Wochen Urlaub!"

Auch der Heindl, der Schnedenwirt, schmalzt mit den Fingern und der Verwundete dort im Bett spielt auf seiner Mundharmonika wieder: "Dort tief im Böhmerwald, da ist mein Heimatsort!"

Eine Stimme summt mit, der Maxl fällt ein, der Schnedenwirt tut mit und auf einmal klingt das Lied ihres Heimwehs aus kräftigen Waldlerflehlen durch den Lazarettsaal:

"Dort tief im Böhmerwald, da ist mein Heimatsort,
Es ist schon lange her, daß ich von dort bin fort.
Doch die Erinnerung, die bleibt mir stets gewiß,
Daß ich den Böhmerwald gar nie vergiß.
Wo ich am Vaterhaus auf grüner Wiese stand
Und weithin schaute auf mein Heimatland . . ."

Die Schwester erscheint in der Türe und legt den Finger an den Mund zum Zeichen, daß es nun genug sei. Es sind ein paar dabei, denen das Singen noch schaden könnte, wie der Maxl, der auf der Lunge noch nicht ganz fest ist.

Die Hofbäurin sitzt aber in glückseligen Tränen da und die Schnedenwirtin muß auch weinen. Wie Kinder sind sie, diese bärtigen Helben, und folgen tun sie auf Wort und Wink. Und den beiden Frauen, die den Krieg bisher nur nach der Sehnsucht be-maßen, die sie um ihre Lieben im Felde erlitten, steigt eine Ahnung auf von der Eintracht und Ordnung, von der Größe und Erhaben-heit des Wesens, das den deutschen Krieg ausmacht, und was unsere Gegner "Organisation" nennen.

Gegen Abend, als die Besuchszeit vorüber ist, fahren die zwei Frauen wieder heim zu den Ihren. Die Hofbäurin schüttelt ein ums andere Mal den Kopf und lann sich über das Gesehene nicht genug wundern.

"Schnedenwirtin", sagt sie beim Aussteigen, "jest müaß i' no' in 'n Pfarrehof. Und all's sag' i' eahm, an' Herrn Pfarrer, daß er am Sunnta a Predi' macht über d' Lazarett! Ja, auf der Kanzel müaß er's sag'n, daß 'd' Leut' loan' Kummer nimmer

hab'n, wenn oaner verwund't wird. Die san ja wie im Himmel, gelt, Schnedenwirtin? O mei', und i' dumm's Wei' hab' mir Hoffmannische Tropfen mitg'nomma!"

Historische Militärtrachten.

Die Militärordnung jedes Staates verlangt eine einheitliche Uniform für jedes Regiment, das sich, derselben Truppen-gattung angehörend, von einem Mit-Regiment nur durch kleine Abzeichen unterscheidet. Schon in alter Zeit war es Sitte, die Soldaten buntfarbig zu kleiden, wobei vornehme Regimenter eine bevorzugte Stellung innehatten. Die päpstliche Leibwache zeichnet sich durch besondere Schönheit und Vornehmheit der Uniformen aus. Anfang des 16. Jahrhunderts wurde sie mit 2000 Hellebarden gebildet, heute zählt sie nicht viel mehr als 100 Gardisten. Nach 18-jährigem Dienste erhält der Gardist eine lebenslängliche Pension. Die päpstlichen Gardien tragen prächtige Uniformen und Silberhelme. Ihre Gala-Uniformen sind von besonderer Schönheit und von ausserlesenen Stoffen angefertigt.

Zu den Elitetruppen jedes Lan-des zählen die Garderegimenter. Die Gardien Napoleon I. galten gleichsam zu seinem persönlichen Schutz bei irgendwelcher Schlach-tengefahr. Die preussische Garde-tracht war bisher zu den Paraden der heutigen Garderegimenter in der historischen Blechmütze der Gardien Friedrichs des Großen zu tragen. Die Bartracht ist bei verschiedenen Regimentern auch historisch überliefert. Je nach-dem der oberste Kriegsherr des Landes die Bartracht wählte, so

trugen sie auch seine Offiziere. So nach 1870 die deutschen Offiziere den Kaiser-Wilhel-m-Bar mit austariertem Kinn, dann später die Bartracht unseres jetzigen Kaisers, während die Ma-rineoffiziere vielfach den Prinz-Heinrich-Bar tragen. Im Re-giment Gardehusaren war der Paufer der einzige Bevorrechtigte, der einen Vollbart tragen durfte, ebenso hatte die Kapelle der Potsdamer Leibhusaren einen schwarzen Paufer zugeteilt er-halten. Er war ein Angehöriger der deutschen Kolonien. Bei den Windischgrätzdragonern, einem österreichischen Reiterre-giment, tragen Offiziere wie Mannschaften überhaupt keinen Bart. Die Regerepubliken in Afrika beziehen ihre Uniformen aus Paris, aber nur aus dem Trödlerladen. Sie bevorzugen jedoch mehr englische Uniformen, deren Friedenstracht beson-ders durch ihr Rot mit Gold verlockend ist und den Negern als für ihre schwarze Gesichtsfarbe sehr kleidsam erscheint.

Das eigenartigste Regiment hatte Katharina II. von Rußland gebildet, nämlich ein Regiment, das nur aus schönen Frauen bestand und die Bezeichnung "Amazonenkorps" erhielt. Die Uniform bestand aus grünem Samt mit Goldbesatz. Die Kopf-bedeckung war ein Turban mit Reiherfedern. Die schönen jungen Frauen in ihrer kleidsamen Tracht bildeten bei Paraden die be-sondere Freude der Kaiserin. Die Kaiserin liebte derartig kost-spielige Schaustellungen. Irgendwelche militärische Bedeutung hat das russische Amazonenkorps nie gehabt.

A. M.

Fata Morgana am Rhein.

Es war ein Frühlingsabend am Rhein,
Die Sonne war purpur gesunken.
Wir hatten mit perlendem, goldnem
Wein

Einander zuge-trunken.
Mir hatte der grünen Römer Kristall
Die Festtagsgeläute geklungen,
Bis einer das Lied, das alte Lied
Vom Schiffer im Rahne gesungen.

Da starb mir jählings der Scherz im
Mund.
Da war's um mein Lachen geschehen.
Mir ließ das Lied von der Durelei
Eine Fata Morgana erstehen:

Aus Sonnengluten und Steppensand
Eine Stadt in weltfernen Weiten;
Durch ihrer Gassen und Häuser Gewirr
Sah ich mich wie einst wieder schreiten.

An halbverfallnen Palästen vorbei,
Und an der Moschee des Propheten.
Draus klang im grüngoldnen Däm-
merlicht

Der Mekkapilger Beten.
Und droben wehten vom Minarett
Der Gläubigen grüne Fahnen.
Traumhaft aus der nahen Steppe klang
Das Läuten der Karawanen.

Zur Seite war mir, der lang schon tot;
Wir schritten zum Feste der Freuden,
Und leise sang er — wie es nur kam?
„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!"

Es war ein Frühlingsabend am Rhein,
Da sprach ich mit bebendem Munde:
„Vergebt mir, ihr Freunde, laßt mich
allein!"

Und stahl mich fort aus der Runde.

Johanna Welsch.

„Drei Flüchtlinge“ in der Champagne. Unser Bild zeigt drei Leiden aus der französischen Gefangenschaft entwichene deutsche Soldaten nach dem Wiedereintreffen bei dem Truppenteil. Die drei Soldaten wurden bei den letzten Kämpfen in der Champagne gefangen genommen und konnten sich durch List wieder befreien. Auf dem Mantel des einen ist deutlich der Stempelabdruck als französischer Gefangener erkennlich.

Das Bergamasterischaf. Die Verbreitung dieses lang- und hängeohrigen großen Schafes beschränkt sich auf die Lombardei (Poebene), Steiermark, Kärnten, Südböhmen, Graubünden und die Pyrenäen. Seine Zucht ist auch in Deutschland versucht worden, doch ohne sichtbaren Erfolg; in Österreich wurde das Bergamasterischaf zur Kreuzung mit Merinos verwandt. Die Höhe am Widerrist beträgt etwas über 80 cm und es erweckt den Eindruck, als wäre es in der hinteren Partie etwas überbaut. Diese Rasse ist ungehörnt, der Kopf ist schwer und rammstnagig, die großen Ohren hängend, der Hals lang und mager, der Widerrist etwas erhöht, die Lenden schmal und die Hinterhand kurz, die Beine ziemlich hoch, dies gilt besonders von den Hinterbeinen, wodurch die überbaute Stellung des Schafes erklärlich wird. Die Mastfähigkeit des Bergamasterischafes ist gering und auch die Milchergiebigkeit nicht besonders hoch. Die Milch selbst liefert, wenn mit Kuhmilch vermischt, einen guten Käse. Die Wolle besteht aus langen, weissen Granenhaaren und etwa 12 Zentimeter langen eigentlichen Wollhaaren, die nur zu groben Tengen verarbeitet werden kann. Das Schafgewicht wird oft bis zu 4 Kilogramm geschätzt und das Lebendgewicht bis zu 75 Kilogramm. In seiner eigentlichen Heimat, der Lombardei, genügt es den dortigen Ansprüchen, wo aber die Schafzucht auf hoher Stufe steht, wird es schwer Eingang finden.

F. B.

Allerlei

Teutlicher Wink. Mutter: „Warum ist du dein Fleisch nicht, Adolf!“
 — Adolf: „Weil's noch zu heiß ist.“
 — Mutter: „Dann nimm du pusten, Kind.“ — Adolf: „Ach, Mama, dann fliegt mir's am Ende noch weg!“

Die ungeheure Unterwürfigkeit in den Widmungen alter Bücher mutet uns heute sonderbar an. Namentlich fürstlichen Personen gegenüber ergingen sich die Verfasser in den höchsten Verherrlichungen, wobei sie sich selbst und ihr Werk mit ebenso großer Geringschätzung behandelten. Ein kleines Beispiel dafür bildet das i. J. 1780 erschienene Buch „Situations-Risse der neuerbauten Chaussees des Churfürstentums Braunschweig-Lüneburg“, verfertigt und herausgegeben von Anton Heinrich du Plat, königlichen und churfürstlichen Ingenieur-Hauptmann. Es ist „Georg dem Dritten, Könige von Großbritannien usw.“ gewidmet. In der Adresse heisst es: „Das Werk (nämlich der Chausseebau) glänzt unter unzählbaren andern Denkmälern Ew. Königl. Majestät so wohlthätigen als glorreichen Regierung zu herrlich hervor, als daß es außer sich die Opfer suchen müßte, die der auch hieraus hervorstrahlenden Guld des besten Landesvaters mit jedem Augenblicke in den segnenden Herzen der Einwohner und Fremden dargebracht werden. Möchte der gegenwärtige Entwurf dieses gesegneten Denkmals nur als ein schwacher Beweis der unverbrüchlichen Treue desjenigen aufgenommen werden, dessen Herz und Gemüt sich für das Allerhöchste Wohl Ew. Königl. Majestät zum Himmel erhebet, und dessen größtes Glück es ist, allerdevotest zu erkerden Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr! Ew. Königl. Majestät alleruntertänigster Knecht Anton Heinrich du Plat.“

F. B.

Englische Vodspeise für die Russen. Während in dem gegenwärtigen Kriege die deutschen Ostgaue und die Dardanellen von den Engländern als Vodspeise für die Russen benutzt wurden, spielte im Krimkriege ein Chesterkäse als Vodspeise eine große Rolle. Bekanntlich hatte Albion im Frühling des Jahres 1854, bald nach erfolgter französisch-englischer Kriegserklärung eine stolze Flotte nach der russischen Ostküste geschickt, die besonders die Bewohner von Libau in Angst und Schrecken versetzte. Nachdem die Briten die Wohnungen der armen Straubauern zerstört und ihnen das Vieh müßwillig totgeschossen hatten, drohten sie Libau in Grund und Boden zu schießen, wenn es nicht übergeben würde. „Eines schönen Tages aber“, schreibt Ludwig Brunner in seinen Reiseerinnerungen aus Rußland, „hatten die Engländer einen sehr freundlichen Anfall von Galanterie und schickten dem Bürgermeister Libaus einen Käse, wie selten ein schönerer das Auge entzückt hatte. Der Bürgermeister erwog lange in seinem Innern die Frage: „Annehmen oder Ablehnen?“ und wollte sich schließlich für das negative Verhalten entscheiden, als der englische Überbringer verschwunden war, sein verführerisches Geschenk aber zurückgelassen hatte. Doch der patriotische Bürgermeister empfand jetzt gewaltige Gewissensbisse, von dem Feind ein Geschenk angenommen zu haben. Andererseits sah der Käse so verführerisch aus, daß ihm vor Begierde das Wasser im Munde zusammenlief. In diesem Dilemma wußte er sich gar nicht zu helfen und, seinem eigenen Urteil gän-

zlich mißtrauend, rapportierte er über den Chesterkäse an den Gouverneur nach Witau. Dieser soll dem Bürgermeister wegen der Annahme eines Geschenkes aus Feindeshand eine ellenlange Rase erteilt, zugleich aber auch verlangt haben, das Korpsdelikt zu sehen. Mit anderen Worten, der herrliche Chesterkäse mußte eine Wanderung nach Witau antreten. — Dieser famose Käse soll noch mannigfache Schicksale gehabt und die Geruchsnerven mehr als einer Person aufs angenehmste geliebt haben. Indessen — ich verbürge übrigens diese unerhörte Enthaltbarkeit keineswegs — soll doch der Gaumen sämtlicher russischen Beamten zu patriotisch gewesen sein, um sich an diesem englischen Geschenk zu laben.

F. B.

Gemeinnütziges

Gelichter Hafer ist infolge seiner Billigkeit und leichten Verdaulichkeit, wegen seines hohen Nährwerts und seiner anregenden Wirkung, zugleich als Ersatz für Grünsutter, ein hervorragendes Eierproduktionsmittel.

Die Ausläufer an den Erdbeeren werden entfernt, wenn man keine Vermehrung beabsichtigt. Im anderen Falle kann man sie leicht mit Erde bedecken oder in das geloderte Erdreich eindringen, damit die Verwurzelung schneller vor sich geht.

Späte Ausläufer von Radies befeuchten nicht immer. Das liegt meist an der Eigenart der Sorte. Gute Erfolge wurden mit der Sorte „Erfurter Riesen“ erzielt. Diese wurden weder pelzig noch hohl.

Blaublühende Hortensien müssen künstlich erzogen werden. Von Natur aus blühen sie rosa. Man verwendet dazu Ammonialalun bis zu 20 Gramm auf 1 Kilo Erde. Es wird vor dem Einpflanzen beigemischt. Nachhelfen kann man auch fertig gepflanzten Töpfen, doch wird das Blau nicht so intensiv. Zu diesem Zwecke werden flüssige Lösungen hergestellt, 3 Gramm Ammonialalun auf 1 Liter Wasser. Aller acht Tage ein Guß damit ist das mindeste.

Seidene Stoffe mit warmem Wasser zu waschen, ist fehlerhaft. Man weicht diese kalt ein und knetet sie in einer erkalteten Abkochung von Weizenkleie durch. Sehr schmutzige und durchfettete Stoffe werden durch die Beigabe von etwas milder Parfäeller Seife sauber.

Marmelade von Mohrrüben und Apfelsinen. 5 Pfund Mohrrüben und 5 Apfelsinen, 5 Pfund Zucker. Die Mohrrüben werden sauber gebürstet, mit der Schale weich gekocht und durch die Maschine genommen. Die Apfelsinen werden mit der Schale sehr fein geschnitten oder auch durch die Maschine getrieben und auf ½ Kilogramm Apfelsinen ¼ Liter Wasser gerechnet und darin eine Nacht eingeweicht, dann mit dem Wasser gekocht, die Rüben dazu getan und mit dem Zucker zur heißen Marmelade gekocht. Frau V.

Logogriff.

Es muß durch mich mit einem B
 Der Lichtstrahl brechend dringen.
 Im Sommer hörst du mich mit G
 Rufe am Grauboden klingen.
 Julius Fald.

Homonym.

Einen Rüden hab' ich und liege nie darauf,
 Ein Bein hab' ich und stehe nie darauf,
 Zwei Flügel hab' ich und fliege nicht —
 Sagt, weichen Bild denn dies entspricht?
 Fritz Guggenberger.

Leistenrätsel.



Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnen die sich entprechenden sechsseitigen Sechseckchen und Bagrechten je: 1) Einen Raubvogel, 2) Eine Säugetier. Die beiden inneren und Bagrechten je: 1) Eine bibl. Stadt, 2) Einen Verbrecher. Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Miene, Biene. — Des Rätsels: Hägel, Gage.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Herausgeberin von Frau Pfeiffer gedruckt und herausgegeben von Grelmer & Pfeiffer in Stuttgart.